

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 15

Artikel: "Bitte Mutter, sag es nicht dem Vater!"
Autor: Scherl, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669919>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ſchwarzen Stunde, da ſeine Mutter kam, nahm und opferte, ſeine Seele nicht ließe ſein Erdenleben lang.

Lena preßt plöblich die Hände an die dumpf brauſenden Ohren, ſie macht eine ſcheue Bewegung, als ob ſie fliehen möchte. Was geht auch ſie dies alles an? Sie, die Fremde, die nicht dazu Gehörnde, die Verſemte und Verdammte, die Mutter, die nicht Mutter ſein darf! — In ihrer Seele hallen auf einmal die fluchenden Worte derer, die ſie geboren. Sie ſchlägt die Hände vor die Augen, und in furchtbarer Klage und Anklage entringt es ſich ihrem Munde: „O, Mutter, warum haſt du mir das getan?“

Jäh wendet ſie ſich in die Stube zurück, unfähig, die ſchreckliche Marter länger zu ertragen.

Sie reicht Frau van Geldern die eiſig kalte Hand und ſagt mit harter Stimme: „Ich will zu Fuß in die Stadt zurückkehren. Sollten wider Erwarten noch nicht alle Formalitäten erledigt ſein, ſo wollen Sie ſich weiter an Doktor Heinz wenden, er hat meine Vollmacht.“

Sie wendet ſich zu Frau Schmidt und ſagt leiſe: „Ich danke Ihnen, Sie Gute.“

Auf das wortloſe Flehen der Frau hat ſie nur ein traurig verneinendes, müdes Abwehren. Vor dem Kinde bleibt ſie einen Augenblick ſtehen, umfängt es mit tiefem, wunderſamem betendem Blick und ſtreicht ihm ſacht, mit erſchauernden Händen über die goldigen Härchen: „Aller Segen, alle Barmherzigkeit, alle Liebe des Himmels und der Erde, über dich, du Kleines, du Reines,“ flüſtert ſie.

In Moras Augen verdrängt die träumende

Seligkeit ein tieſes Erbarmen. Sie ſchlingt auf einmal in ſchwesterlicher Innigkeit die Arme um Lena und küßt ihr die brennende Stirne: „Es ſoll ihm an nichts mangeln, Liebe, ich will mit meinem Leben und mit meiner Seele für es einſtehen, ſo wahr mir Gott helfe, dem ich dereiſt für dieſes Pfand die Rechenſchaft muß geben.“

Einen Augenblick iſt es, als wolle Lena unter Moras Umarmung und ihren innig ſchwörenden Worten ſammenbrechen, als wolle die Verzweiflung ihr Weſen zerreißen und ſchluchzend aufſchreien. Doch ihre zum Tode wunde Seele trägt nur einen dunklen Seufzer über die Lippen. Sie macht ſich los aus der Umarmung und legt haſtig die Hand in die ehrerbietig dargebotene Hand Herrn van Gelderns. Sie wendet ſich ſchnell und ſchreitet zur Tür.

*

Die kalte Luft des Novembertages küßt das glühende Sengen ihrer Augen, küßt das wehende Blut ihrer Wangen. Das Elend ihrer Seele, die ſoeben am Brandaltar — zu dem ihre Schuld die Scheite geſpalten und ihre grenzenloſe Mutterliebe die Flamme entzündet — dem gewaltigen Richter alles Lebens und aller Fehler, als Sühne ihre Mutterſchaft dargebracht, dieſes nicht zu ergründende Elend küßt er nicht, das glüht weiter in weſenverzehrendem Feuer.

Heulend ſauhen die Novemberſtürme über das Land. Sie beſiegen die letzte Kraft der Kreatur. Sie brauen die Nebel zu ſchweren Ballen zuſammen, der Sonne Stellung iſt am hohen Mittag durch kein fahles Fleckchen mehr ſichtbar.

Verlorneſ Mädchen.

Die Blumen in meinem Garten,
Sie geben ſo trübes Licht!
Ihre Seelchen ſind alle ausgelöſcht.
Meine Mutter weiß es nicht.

Die Schwalben zwitſchern ſo bänglich,
Ich berge mein Angeſicht,
Der lautere Tag wird mir zur Nacht.
Meine Mutter weiß es nicht.

Kein Luſthauch, der nicht erzählte,
Was laut die Stille ſpricht:
Wo biſt du, du zarte, du heilige Zeit? . . .

Meine Mutter weiß es nicht. Alfred Huggenberger.

„Bitte Mutter, ſag es nicht dem Vater!“

Wenn das Kind verſpätet von der Schule heimkommt, wenn es eine Strafarbeit zu machen hat, wenn es irgend etwas angeſtellt, etwas gebrochen

oder verloren hat, wenn alſo eine größere oder kleinere Schuld auf ſeinem Herzen liegt, dann kommt es oft gequält von ſeinen Lippen: „Bitte



Straßenkämpfe in Neapel vom 15. Mai 1848. Die Schweizer Regimenter mußten unter Ferdinand III. von Neapel eine von den Liberalisten inszenierte Revolution niederschlagen.

Mutter, sag es nicht dem Vater!“ Sfter, als man annehmen will, kommt das vor. Es klingt nicht schön, wenn ein Kind solche Worte sagt. Man weiß gleich: hier ist etwas nicht in Ordnung, in dieser Familie gibt es Heimlichkeiten, hier steht etwas störend zwischen Vater, Mutter und Kind.

Wo ist die Ursache dafür? Sie kann im Vater liegen. Er ist unvernünftig und allzustreng, bestraft die kleinsten Vergehen hart und ist weder für Bitten noch für Versprechen zugänglich. Er hat wenig oder gar keinen Sinn für die Freuden und Schwächen des Kindes, steht ihnen verständnislos gegenüber, sieht das Kind als kleinen Erwachsenen und richtet darnach sein Verständnis zu ihm ein. Jede Mitteilung, die sein inneres Gleichgewicht auch nur um ein wenig stört, läßt ihn hüzig aufbrausen, drohen und schimpfen. Das erschreckt das Kind, macht es schüchtern und erdrückt das Bedürfnis sich mitzuteilen und dadurch zu entlasten allmählich ganz. Man denke nicht, solche Väter seien eine Erfindung. Sie

existieren wirklich und trüben mit ihrem Gebahren die Heiterkeit, die für ein gesundes und kräftiges Wachstum des Kindes so notwendig ist.

Nicht immer allerdings ist die Ursache im Vater zu suchen. Sie kann auch in der Mutter liegen. Aus reiner Gewohnheit, ohne jede Nebenabsicht verschweigt sie anfangs Dinge vor ihrem Mann, Dinge, die ganz harmlos und ohne Gewicht sind, die sie aber doch innerlich irgendwie belasten. Sie verstrickt sich damit immer mehr in ein Netz von Heimlichkeiten und kleinen Lügen, in das sie dann gedankenlos auch ihr Kind zieht. Denn die Mutter ist es, die dem Kinde die Möglichkeit zeigt, eine Sache durch Vertuscheln aus der Welt zu schaffen. Sie sagt ihm, wenn es etwas angeht und Angst vor dem Vater hat, vor: „Dem Vater sagen wir nichts davon...“ Sie unterstützt das Kind, zeigt ihm Wege und Umwege, formt ihm Ausreden und erzieht es so zur Lüge. Denn dem Kinde werden mit der Zeit die Augen aufgehen, es wird sehen, wie einfach und praktisch

es ist, wenn man unangenehme Dinge verschweigt. Es merkt, daß man böse Worte und Strafen umgehen kann, wenn man nur eine sichere Ausrede findet. Und das Kind findet sie, die Mutter war ihm ja ungewollt ein Lehrer dafür. So wird denn das Kind Vorfälle, die auf der Straße, in der Schule, bei Bekannten vorkommen, bald auch der Mutter verschweigen, bei allen Vorkommnissen in der Familie aber bettelnd zur Mutter sagen: „Bitte Mutter, sag es nicht dem Vater!“ . . . Schuldlos schuldig ist so das Kind, es ist auf abwegige Bahn gekommen, ohne Wissen, ohne Wollen.

Man verstehe mich aber nicht falsch. Ich will durchaus nicht sagen, daß der Vater nun unbedingt auch alles erfahren müßte, was in der Familie vorkommt. Es gibt Gründe, die es die Mutter für gut finden lassen, daß sie dem Vater dies und das nicht sagt. Er kommt übermüdet und verärgert vom Berufe heim, sie will ihn nicht beunruhigen. Er ist krank, sie will Aufregungen von ihm fern halten. — Wichtig aber ist, daß das Kind niemals den Eindruck bekommt: dem Vater wird das verheimlicht, weil mir die Mutter helfen will, der Vater soll hintergangen werden. Es ist

sicherlich gut, wenn die Mutter dem Kinde, sobald es verständig genug ist, dann etwa sagt: „Weißt du, dem Vater müßten wir das ja unbedingt sagen. Aber du weißt auch, er ist krank, und wir wollen ihm nicht weh tun. Wenn aber wieder etwas vorkommt, muß er es erfahren, denn er soll alles wissen, wie ich. Nimm dich also zusammen und erspare ihm das . . .“

Freilich, nur auf Ausnahmefälle, die die gewissenhafte Mutter ohne weiteres als solche erkennt, soll das beschränkt bleiben. In einer Familie, der Erziehung eine ernstliche Angelegenheit ist, darf und muß Offenheit und Vertrauen herrschen. Unerbittlich müssen die kleinen Lügen, die halben Aufrichtigkeiten, die sich so leicht einschleichen und festsetzen, bekämpft werden. Die Väter aber, die mit allzugroßer Strenge erziehen wollen, sollen sich die Worte Carmen Sylvas ins Herz schreiben:

„Es gehört viel Mut dazu, ehrlich zu sein, wenn die Strafen so streng sind. Man denkt gar nicht, wie schwer man es durch so große Strenge den Kindern macht ehrlich zu sein, und welch hohes Maß von Mut man von ihnen verlangt, wenn sie sich selbst anklagen sollen.“ Josef Scherl.

Treue.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Der Buttermann Franz, der beim Balzenbauern Großknecht war, stapfte die Haselhänge gegen den Bergwald hinauf und pfiff ein Liedlein ums andere in die herbsthelle Weite. Besenreißig sollte er holen, auf daß er die langen Winterabende Arbeit hätte auf der Ofenbank, wenn an den Wänden hin die Spinnräder schnurrten und der Bauer im Herrgottswinkel den Webstuhl meisterte.

Bald saß er schaukelnd im Bispel einer Birke und bog sich die taug samen Reiser heran. Ein ganzer Wald von Birken war um ihn und sein Schnittmesser hielt reiche Ernte. Einen ganzen Leiterwagen voll des besten Reissigs schnitt er an diesem Nachmittag. Als er es aber abends mit dem Ochsen heimholte und wieder singend und pfeifend zu Tale fuhr, drohte eine steckenschwingende Faust in stummem Rachegrimme hinter ihm drein: „Wart' nur, Kerl, dir will ich's zeigen, ob man so mir nichts dir nichts in fremden Hölzern Reissig stehlen darf! Dein Bauer soll mir's büßen mit barem Geld, und tut er's nicht, so werd' ich advokatisch! Dann kriegt er die Kosten auch noch.“

Der alte Rottler, dem der Birkenwald gehörte, war ein Knauser, wie er im Buche steht, und kannte keinen Spaß, wenn es um sein Eigen ging, obwohl er selbst zwischen Mein und Dein nicht allzuscharf schied, wenn gerade niemand um die Wege war. Er war vor ein paar Jahren aus dem Böhmischem herübergekommen, hatte die Keusche am Dorfsende gekauft und brachte sich mit Rechenmachen und Schwingenzäunen durch, soweit ihn die Künste seiner „langen Finger“ nicht nährten. Dem alten Rottler war alles zuzutrauen, nur nichts Gutes.

Als in der Stube des Balzenbauern die Spinnräder schnurrten und der Buttermann Franz, der Großknecht, auf der Ofenbank die Reiser kunstreich zu Besen band, da trat der Postbote durch die Türe und übergab dem Bauern im Webstuhl ein Schreiben.

„Vom Gericht?“ fragte er befremdet. „Was hab' ich mit dem Gericht zu schaffen? Hab' ich jemand umgebracht? Bin ich etwa ein Dieb?“ Wie er aber das Schreiben entfaltet und seinen Inhalt liest, wirft er es wie eine giftige Natter in die Ecke: „So, so der alte Rottler! na ja, dem